

DIE ZEIT DAS
LITERARISCHE
Menü

Ausgewählte ZEIT-Artikel über das

MENSCH SEIN

MENSCH SEIN

DIE  ZEIT DAS
LITERARISCHE
Menü

MENSCH SEIN

Was ist der Mensch? Unter dieser Frage hat schon Kant sein gesamtes philosophisches Schaffen zusammengefasst. Doch weder dem Königsberger noch anderen Philosophen ist es bisher gelungen, darauf eine befriedigende Antwort zu finden. Zumindest über einen Teilaspekt besteht sowohl in den Wissenschaften als auch in der Literatur relative Einigkeit: Wir sind soziale Wesen. Gemeinsam denken wir, gemeinsam fühlen wir, und gemeinsam handeln wir. Alle Errungenschaften der Menschheit sind auf Zusammenarbeit zurückzuführen, alle Verbrechen haben wir uns selbst zugefügt. Mensch zu sein bedeutet wohl oder übel, auf andere Menschen angewiesen zu sein.

Dieses Menü beleuchtet drei elementare Aspekte des Miteinanders. Bertolt Brecht ermisst in seiner Kurzparabel *Das Wiedersehen*, wie wir uns in unseren Mitmenschen spiegeln und zuweilen darüber erschrecken, was sie uns reflektieren. Virginia Woolf beschreibt in der ausgewählten Passage der *Mrs. Dalloway* unser Bedürfnis nach Intimität und die seltsamen Beziehungen, die einsame Menschen einzugehen bereit sind. Zuletzt denkt Thomas Mann in *Der Tod in Venedig* über die allzu menschliche Schwäche nach, andere Personen zur Projektionsfläche der eigenen Sehnsucht zu reduzieren – und die Gefahr, die aus dieser Form des Begehrens erwachsen kann. Spiegeln, Annähern, Projizieren: Mit diesen Begriffen ist zwar noch längst nicht alles über das Menschsein gesagt. Aber was wäre schon der Mensch, wenn man ihn restlos erklären könnte?

Florian Eichel

Vorwort	5
Von Florian Eichel	
Geschichten vom Herrn Keuner	11
Von Benjamin Henrichs	
K. liest Herrn K.	14
Von Elisabeth von Thadden	
Das feinste aller Hirngespinnste	17
Von Jutta Person	
Endlich nah dran	19
<i>Mrs. Dalloway</i> gilt als Klassiker des Feminismus. Jetzt wurde das Meisterwerk grandios neu übersetzt.	
Von Florian Eichel	
Der verzauberte Tod	23
Von Klaus Harpprecht	
So prägen uns Beziehungen	25
Fragt man Menschen, was ihnen wirklich wichtig sei, antworten die meisten: Familie und Freunde. Doch wer Erfüllung sucht, sollte mehr sehen als nur das engste Umfeld.	
Von Tatjana Schnell und Kilian Trotier	

Kein Mensch kann sich selbst bergen 33

Wir alle suchen sie. Warum eigentlich und wo kann der moderne Mensch sie finden? Über Geborgenheit.

Von Kerstin Decker

Was macht mich aus? 41

Ihr Leben ist die Generalprobe für ein Stück, das ständig neu geschrieben wird. Sie sind Hauptdarsteller, Regisseur, Autor und Bühnenbildner in einem. Kein Wunder, dass da jeden Tag ein paar Fragezeichen auftauchen.

Von Sven Stillich

»Hier kann ich ganz sein, wie ich bin« 52

Hartmut Rosa ist Direktor des Max-Weber-Kollegs in Erfurt und lehrt Soziologie an der Universität Jena. Er wurde bekannt mit seiner Theorie der modernen Beschleunigung. Ulrich Schnabel spricht mit ihm darüber, warum wir am glücklichsten sind, wenn wir mit anderen mit-schwingen können.

Wenn Sie diese ZEIT-Artikel mit Ihren Gästen teilen möchten, können Sie sie unter shop.zeit.de/download als PDF herunterladen und per Mail weiterleiten.



Bertolt Brecht wurde 1898 in Augsburg geboren und starb 1956 in Berlin. Sein Studium der Naturwissenschaften, der Medizin und der Literatur an der Ludwig-Maximilians-Universität München musste er 1918 unterbrechen, da er in einem Augsburger Lazarett als Sanitätssoldat eingesetzt wurde. Bereits während des Studiums begann Brecht, Theaterstücke zu schreiben. Ab 1922 arbeitete er als Dramaturg an den Münchner Kammerspielen. Von 1924 bis 1926 war er Regisseur an Max Reinhardts Deutschem Theater in Berlin. 1933 verließ Brecht Berlin und flüchtete über Prag, Wien und Zürich nach Dänemark, später nach Schweden, Finnland und in die USA. Neben Dramen schrieb er auch Beiträge für mehrere Emigrantenzeitschriften. 1948 kehrte er aus dem Exil nach Ost-Berlin zurück, wo er bis zu seinem Tod als Autor und Regisseur tätig war.

Geschichten vom Herrn Keuner

Von Benjamin Henrichs

Herr K. ist ein Mann ohne Gesicht. Ohne Alter, ohne Beruf, ohne Biographie. Man könnte ihn für ein Phantom halten, zeigte er, der Mann ohne Eigenschaften und ohne Unterleib, nicht eine höchst vitale Regung: er denkt. Herr K. ist Denker – dies ist sein einziger Beruf und seine einzige Wollust.

Herr K., der »Denkende«, ist Titelheld in den knapp hundert *Geschichten vom Herrn Keuner*, deren erste Bertolt Brecht 1930 publizierte, deren letzte er kurz vor seinem Tod (1956) schrieb. Daß Denken ein sinnliches Vergnügen ist, hat Brecht immer wieder behauptet, am radikalsten bei Herrn K. – für den ist es nämlich das einzige Vergnügen, bis in die Träume hinein:

Jemand erzählte vom jungen Keuner, er habe ihn einem Mädchen, das ihm sehr gefiel, eines Morgens sagen hören: »Ich habe heute nacht von Ihnen geträumt. Sie waren sehr vernünftig.«

Man kann die Prosageschichten vom Herrn Keuner auch als Lehrstücke lesen – es sind die kürzesten und unfeierlichsten, die Brecht geschrieben hat: gleich weit weg von der finsternen Strenge der *Maßnahme* wie von den welt- und altklugen Erbauungssprüchen der großen Parabeln. Es sind Lehrstücke ohne Lehre, außer dieser einen: daß nicht nur der Starke, sondern auch der Denkende am mächtigsten allein

ist. Fern aller Sozialfrömmerei, die viele von Brechts »Hauptwerken« so schwer erträglich macht, wird in diesen Neben- und Gelegenheitsarbeiten vom Herrn K. das Denken als eine auch arrogante, auch asoziale Tätigkeit beschrieben. »Der Denkende verrät. Der Denkende verspricht nichts, als daß er ein Denkender bleibt.«
 »Alles kann besser werden«, sagte Herr Keuner, »außer dem Menschen.«

Von jenen Tugenden, die der Bürger schätzt (oder heuchelt), hält Herr K. nichts. Zwar lobt Herr K. wie Brecht die »Freundlichkeit« sehr, doch daß diese Freundlichkeit mit Nützlichkeit mehr zu tun hat als mit Herzlichkeit, sagt Keuner schroffer und deutlicher als Brecht: »Die richtige Art, Freunden einen Dienst zu erweisen«, sei diejenige, »die keine besonderen Opfer verlangt«. Mit beträchtlicher Eitelkeit achtet Herr K. darauf, nicht sympathisch zu sein, sondern klug, den Menschen hilfreich, nicht angenehm. Die längste Keuner-Geschichte, *Wenn Haifische Menschen wären*, heißt entschlüsselt natürlich: daß die Menschen Haifische sind, Bestien mit Kultur. Der kultivierte Bürger schätzt die Aufrichtigkeit, Herr K. glaubt erst gar nicht daran. »Ein Mitarbeiter K.s wurde beschuldigt, er nehme eine unfreundliche Haltung zu ihm ein. Ja, aber nur hinter meinem Rücken«, verteidigte ihn Herr K.« Der Bürger macht Projekte, Herr K. kennt nur die »Mühsal der Besten«: »Woran arbeiten Sie?«, wurde Herr K. gefragt. Herr K. antwortete: »Ich habe viel Mühe, ich bereite meinen nächsten Irrtum vor.« Der Bürger verehrt am Dichter das Genie, das Geheimnis, die Inspiration, Herr K. setzt mehr auf Kenntnisse – also gehört seine Gunst einem »Buch von hunderttausend Wörtern, das zu neun Zehnteln aus Zitaten bestand. Solche Bücher können bei uns nicht mehr geschrieben werden, da der Geist fehlt.«

Der gute Mensch ist tapfer, der kluge Mensch ist klug; »vorsichtig und kühn«, »listig und stark«. Sehr dezidiert besteht Herr K. darauf, unzuverlässig zu sein und alles andere als heroisch: »Ich habe kein Rückgrat zum Zerschlagen. Gerade ich muß länger leben als die Gewalt.« Herr K., »der Denkende«, ist also eine in jedem Sinne zweifelhafte, zwiespältige Figur; und wenn ich mir, Brecht zum Trotz, ein Bild von ihm mache, dem Denkenden ein Gesicht, einen Körper und Kleider gebe, dann sieht er einem gewitzten, überlebenschlaun Kleinbürger durchaus ähnlicher als dem Sokrates, dann wirkt er auf mich wie ein Schwejk, der Hegel gelesen hat.

Herr K. ist ein Phantom, eine Kunst-, Spiel- und Denkfigur. Doch man würde das Interesse an ihren immer graziösen Schritten und Pirouetten rasch verlieren, wäre Herr K. nicht auch Herr B., die Kunstfigur nicht auch ein Doppelgänger ihres Erbauers, unter Brechts zahllosen Selbstporträts vielleicht das aufrichtigste. Denn jene Fiktion vom »frühen« und vom »späten«, vom »anarchistischen« und vom »marxistischen« Brecht, an der auch der Denker und Dichter selber beharrlich gearbeitet hat, wird in den Keuner-Geschichten mehr als zweifelhaft. Herr K., der Mann ohne Gesicht, hat mindestens zwei: den wüsten Schädel Baals und die Weisheitsmaske Brechts. So sind die Keuner-Geschichten, obwohl sie sich jede subjektive Gebärde verbieten, doch ganz und gar subjektive Prosa. Und Herr K., der nichts von sich verraten will: eine verräterische Figur.

Man kann sich vom fast schwerelosen Witz dieser moralischen Geschichten verzaubern lassen. Man kann sich über ihre Kälte, ihre Koketterie, ihre dandyhafte Beziehung zur Pointe (nur das Ausgefallene ist gut genug) ärgern. Man kann aber auch die Keuner-Geschichte, die Brecht-Geschichte, in anderen Büchern weiterlesen. Zwei Vorschläge: Marieluise Fleißers Erzählung *Avantgarde* und Peter Handkes Tagebuch *Das Gewicht der Welt*.

Die Fleißer: weil sie in ihrer grandiosen Erzählung alle Keuner-Selbstverliebtheiten schroff und endgültig korrigiert, Brecht, den Denkenden, als Liebenden beschreibt: »Es ging zuvor um die Sache. Der Mensch war so wichtig nicht, der Mensch ließ sich ersetzen. Das sagte er ihr dürr ins Gesicht, ganz bewußt stieß er sie ab. Das waren die Fröste der Freiheit, sie mußte lernen zu frieren. Der Mensch lehnt sich nicht an.«

Und Handke: weil sein Tagebuch eine Art Anti-Keuner ist, nicht nur wegen ein paar abfälliger Sätze über Brecht. »Ich dachte so lange nach, bis ich mich fühlte«, schreibt Handke. »Ich dachte so lange nach, bis ich nichts mehr fühlte«, hätte Keuner wohl gesagt. Herr K. ist das Denken Leben genug. Also interessiert er sich nur für die Leichtigkeit des Gedankens und nicht für das Gewicht der Welt.

DIE ZEIT 35/1979

K. liest Herrn K.

Von Elisabeth von Thadden

Nun kommt der Schauspieler Manfred Krug durch den Zufall seines Initials schön zu sich selbst. Also zur Paradoxie, ein Original zu spielen. Dieser Herr K. liest die Geschichten vom Herrn K. Manfred Krug leiht Bertolt Brechts *Geschichten vom Herrn Keuner* seine Stimme. Er ist es und ist es doch nicht und scheint sein diebisches Vergnügen daran zu haben.

Das hat er mit Keuners Erfinder Brecht gemeinsam. »Wer war Herr Keuner?«, hat der Philosoph Günther Anders gefragt. »Er war (was niemand, der ihn gekannt hat, bestreiten kann) Brecht selbst.« Was natürlich auch nicht stimmt, denn der Herr B. war eben der Herr B. und nicht der Herr K. Von dieser Distanz der Parabel, der Stellvertretung leben die Keuner-Geschichten, und damit treibt Manfred Krugs Stimme ihr hintergründiges Spiel. Jeder kennt Krug – doch der ist ein anderer. Viele kennen Keuner – doch der ist nun Manfred Krug, Nationalpreisträger der DDR, *Tatort*-Kommissar, Liebling Kreuzberg. Herr K. sagt, zu seinen Gedanken passe der Reichtum nicht. Zu Manfred Krugs Stimme passt der Reichtum doch.

Die unbeteiligte Freundlichkeit, die parteiergreifende Distanz, die kühle Wärme, die gelassene Empörung, die verbindliche Unzuverlässigkeit – dies sind ein paar Brechtsche Paradoxien, die in Krugs Stimme erklingen (*Der Audio Verlag, 44 Min., 1 CD, ISBN 3-89813-406-7*). Wer das Risiko eingeht, diese fünfzig Keuner-Geschichten, darunter ein paar bislang kaum bekannte, im Auto zu hören, sollte sich nicht wundern, wenn er die Kontrolle über den Wagen verliert. Aber vielleicht liegt dem zuhörenden Fahrer ohnehin bald nicht mehr so sehr am Ankommen, und er zieht es vor, anzuhalten und sich auf Krugs Keuner zu konzentrieren. Auf das Denken. Auf die Moral, die Liebe, die Natur, das Verhältnis von Stoff und Form.

Es ist ja wieder Zeit für Brecht. Für die Anstößigkeit des klaren Widerspruchs. Für die doppelte Negation. Für die Verknappung des Gedankens bis in die aphoristische Zuspitzung. Für die Provokation. Das freundlich unerbittliche Gerechtigkeitsgefühl, immer in Kämpfe verwickelt. Nichts an diesen extrem verdichteten Texten – sie Geschichten zu nennen heißt auch, Erwartungen ans Erzählen zu enttäuschen – versteht sich leichthin, nebenher. Doch Krugs Stimme zwingt einen fast zärtlich, verstehen zu wollen.

DIE ZEIT 8/2005

Virginia Woolf wurde 1882 in London geboren und wuchs im großbürgerlichen Milieu des viktorianischen Englands auf. Ihr Leben war geprägt von wiederkehrenden psychischen Krisen. Sie war schon früh als Literaturkritikerin und Essayistin tätig; ihren ersten Roman *The Voyage Out* veröffentlichte sie 1915. Zusammen mit ihrem Mann Leonard Woolf gründete sie 1917 den Verlag The Hogarth Press. Ihr Haus wurde zu einem beliebten Zentrum für die Künstler und Literaten der Bloomsbury Group. Am 28. März 1941 nahm Virginia Woolf sich, erneut bedroht von einer Verdunkelung ihres Gemüts, das Leben. Mit ihrem avantgardistischen Werk zählt sie zu den bedeutendsten Autorinnen der klassischen Moderne.

Das feinste aller Hirngespinnste

Von Jutta Person

London, ein strahlend schöner Mittwoch im Juni 1923: Clarissa Dalloway bereitet eine Party vor, während der Kriegsveteran Septimus Warren Smith im Regent's Park mit einem Toten spricht. Ein Flugzeug schreibt Reklamebotschaften in den Himmel; Big Ben zählt die Stunden; Snobs, Bettlerinnen, Ärzte und verlorene Seelen gehen ihren Geschäften nach. Peter Walsh, Clarissas alter Verehrer, lässt sich nachmittags durch die Stadt treiben. Abends springt Septimus aus dem Fenster, und bald darauf beginnt die Party bei den Dalloways. So stocknüchtern könnte man das Außen dieses multiperspektivischen Romans zusammenschumpfen, der es vor allem auf die Innenseiten abgesehen hat, auf das, was seinem riesigen Figurenpanoptikum durch die Köpfe rauscht. Virginia Woolfs *Mrs. Dalloway* ist eine Bewusstseinsweiterungsmaschine, die aus der alten viktorianischen Welt einen Kosmos vibrierender Empfindungen macht, modern bis in die Nervenspitzen.

In diesem Großstadtsgepinnst sind alle Wahrnehmungen kreuz und quer vernetzt – Schreckliches, Schönes und Komisches. Auch Dinge und Gefühle, vermeintlich Festes und vermeintlich Ungegenständliches, kommen einander so nah wie nie zuvor. Virginia Woolf feiert den »Krimskrams« des sogenannten Lebens, ohne es in seiner Kleinheit zu verniedlichen oder umgekehrt majestätisch aufzublasen. Die existenzielle Frage, die Mrs. Dalloway umtreibt, fließt ganz beiläufig ein: ob sie nicht besser Peter geheiratet hätte als Richard. Der, wie von fremden Mächten gezogen, nach Hause trabt: »Und wie ein einzelner Spinnenfaden sich an eine Blattspitze heftet, nachdem er hierhin und dorthin gestrebt hatte, heftete sich nun Richards Geist, aus seiner Lethargie erwacht, an Clarissa.«

London ist aber nicht nur ein Netz, sondern auch ein Meer, überragt von Big Ben, der alles mit seinen Glockenschlägen zum Schwingen bringt. In diesem Ozean tritt das alte Empire mit pompösen bis blasieren Kreaturen in Erscheinung; Lady Bradshaw, die Gattin des Nervenarztes, wirkt sogar »wie eine Robbe am Rand ihres Wasserbeckens, nach Einladungen bellend«. Bei aller Bizarrerie durchzieht ein hartnäckiges Glücksbegehren den Roman, gepaart mit Witz und Freundlichkeit. Virginia Woolf erweist sich als Meisterin von Schwingungen, die sich im Kleinen und Großen fortsetzen, in Machtfragen genauso wie in Kleiderfragen. Vielleicht ist *Mrs. Dalloway* auch deshalb ein *companion* im englischen Ratgeberwortsinn: Er hilft im Handumdrehen, wenn man sich erinnern will, was Literatur so alles kann.

DIE ZEIT 50/2023

Endlich nah dran

Mrs. Dalloway gilt als Klassiker des Feminismus. Jetzt wurde das Meisterwerk grandios neu übersetzt.

Von Florian Eichel

Im Sommer kommentierte der *Guardian* eine Studie, welche Männer eines sexistischen Leseverhaltens überführte: Nur 20 Prozent der von ihnen gelesenen Bücher stammen aus der Feder einer Frau. Als Disziplinarmaßnahme fügte man dem Artikel paritätische Lektüreempfehlungen namhafter Schriftsteller hinzu, darunter Salman Rushdie, der zu Virginia Woolfs *Mrs. Dalloway* riet. Zeitgleich ist eine Neuübersetzung des Werks erschienen – Grund genug, den pädagogischen Ratschlag in die Tat umzusetzen.

Rushdies Empfehlung trifft ins Schwarze, vor allem, weil *Mrs. Dalloway* ein Meisterwerk ist. Zudem wurde der Roman ohnehin als Reaktion auf »männliche« Literatur entworfen. Die Lektüre des *Ulysses* hatte Woolf dazu angespornt, auf Joyce' literarischen Blitz ein avantgardistisches Donnern antworten zu lassen. Raffinierter sollte ihr bewusstseinsströmender Text werden, im Tagebuch vermerkte Woolf: »Wenn man das Fleisch gebraten haben kann, warum soll man es dann roh essen?«

Aber da ist man schon wieder bei Joyce, wo man eigentlich über Woolf sprechen möchte. Als bald steuert man gegen, korrigiert über und stutzt sie zu einer Galionsfigur gegenwärtiger Gleichberechtigungsideale zurecht. Doch Woolf verdient es, nicht bloß als Vorkämpferin der Emanzipation verehrt zu werden, sondern als Schriftstellerin von Weltrang gelesen zu werden.

Mrs. Dalloway ruft diese Tatsache eindrucksvoll ins Gedächtnis. Minutiös schildert Woolf einen Tag, der im Zeichen einer abendlichen Party steht. Ein Großteil des Geschehens findet auf der Kleinstamplitude des höflichen Umgangs statt; ein verschleppter Gruß, ein kühler Blick, eine abgebrochene Konversation nehmen bei Woolf

einen Raum ein, der anderswo für Küsse und Totschlag reserviert bleibt. Die kanonische Rollenverteilung schien deshalb lange klar zu sein: Joyce sei rabiat, Woolf dagegen steril. Genauer betrachtet ist jedoch die *Dalloway* literarisch radikaler als der *Ulysses*.

Sah sich Joyce noch genötigt, den eigenen Avantgardismus mit der Rahmenhandlung der *Odyssee* zu fixieren, verzichtet Woolf auf derartige Stützräder: Ohne homerisches Korsett, ohne jegliche gliedernden Kapitel beschreibt sie einen Junimittwoch in London aus der Perspektive von knapp 20 Figuren. Einzig der Big Ben taktet das Schauspiel mit seinen stündlichen Schlägen, stets begleitet von der verrästelten Formel »Die bleiernen Kreise lösten sich in Luft auf«.

Aufgrund dieses Leitmotivs sollte der Roman ursprünglich *The Hours* heißen. Einige Woolf-Forscher beklagen die Umbenennung in *Mrs. Dalloway*, nimmt die titelgebende Figur doch keinen prominenten Platz im Handlungsgefüge ein. In der Tat geht es weniger um die Person Clarissa Dalloways als um ihre gesellschaftliche Rolle: Der Name ihres Mannes frisst ihre Identität auf. Clarissa fühlt sich unsichtbar, nach dem Nachnamen scheint ihr langsam auch der Vorname abhandenzukommen; sie wird »nicht einmal mehr als Clarissa, sondern als Mrs. Richard Dalloway« wahrgenommen.

Doch nicht nur Clarissas Wesen zeigt sich zersetzt, die ganze britische Gegenwart von 1923 eröffnet sich dem Leser zersplittert. Der Roman beschreibt eine Zeit der Überlagerungen. Junge Paare knutschen bereits ungeniert in der Öffentlichkeit, während unwesentlich ältere noch immer Hemmungen haben, »Ich liebe dich« zu sagen. »In Abendgarderobe oder auch nicht«, beschreibt Woolf die Gäste eines eleganten Lokals und ermisst mit diesem Nebensatz einen ganzen Epochenbruch. Das absterbende Geäst der vormaligen Gesellschaftshierarchie ragt zwar noch in den Alltag hinein, wird aber von der Gleichzeitigkeit der Londoner Metropole beiseitegeschoben. Die Erzählperspektive protokolliert diese Ordnungsauflösung und springt von Aristokraten zu Tagelöhnern, von Männern zu Frauen.

Die eindringlichste dieser Stimmen gehört Septimus Smith, einem hochdekorierten und -traumatisierten Veteranen des Ersten Weltkriegs. Seine langen Monologe schei-

nen keinen logischen Anschluss an die Realität zu haben, bergen jedoch eine fiebernde Klarsicht, die ins Nichts zeigt – zuletzt stürzt sich Septimus aus dem Fenster. Gegen Ende des Romans erreicht die Nachricht darüber auch die Dalloway-Party, löst dort aber nur Kopfschütteln aus. Einzig Clarissa empfindet Empathie, ja sogar Bewunderung für den jungen Mann: »Sie war froh, dass er es getan hatte; sich davon befreit hatte, während sie weiterlebten.« Es ist eine dunkel gefärbte Begeisterung; Woolf litt selbst unter Depressionen, die sie letztendlich in den Suizid treiben sollten.

Oft behinderte dieses existenzielle Hadern ihr Schreiben, es formte aber auch ihre Stimme: Woolf hat die Unsicherheit als Stilmittel für die moderne Literatur erschlossen. Ständig fällt sie sich selbst ins Wort, bietet drei Beschreibungen an, von denen mindestens zwei genial sind. Ihrer Überzeugung, dass es einen genuin »weiblichen« Stil gebe, wird man aus heutiger Sicht widersprechen. Teilweise mag ihr Stil jedoch das Produkt vorfeministischer Zeiten sein, in denen eine intellektuelle Frau Gehör fand, aber noch argwöhnisch bäugt wurde.

Inzwischen hat niemand mehr Angst vor Virginia Woolf. Kaum ein englischsprachiger Autor wurde so oft übersetzt, allein ein halbes Dutzend deutscher Versionen der *Dalloway* sind momentan lieferbar. Man kommt nicht umhin, die schiere Menge an Übersetzungen als ein unbehagliches Hin-und-her-Wenden ihrer Werke zu empfinden, als hätten sie noch keine komfortable Position im Deutschen gefunden. Das Problem: Die deutsche Sprache trägt auf, oft lässt sie englische Texte um ein Drittel anschwellen. Woolfs komplizierte Satzstrukturen brechen unter einer derartigen Gewichtszunahme schnell in sich zusammen.

Solche Untiefen umschifft Melanie Walz souverän. Ihre Übersetzung von *Mrs. Dalloway* komprimiert komplexe Formulierungen zu einer schlanken Silhouette, die Übersicht im Semikolongestrüpp Woolfs schafft und Originaltreue ermöglicht. Damit liefert Walz einen besseren Grund als Statistiken und Quoten, Virginia Woolf zu lesen: eine der ganz großen Autorinnen des 20. Jahrhunderts zu entdecken.

DIE ZEIT 47/2022

Thomas Mann, geboren 1875 in Lübeck, zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. Mit ihm erreichte der moderne deutsche Roman den Anschluss an die Weltliteratur, und sein vielschichtiges Werk hat weltweit äußerst positive Resonanz gefunden. 1929 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Ab 1933 lebte er im Exil, zuerst in der Schweiz, dann in den USA, deren Staatsbürgerschaft er 1944 annahm. Erst 1952 kehrte Mann nach Europa zurück, wo er 1955 in Zürich verstarb.

Der verzauberte Tod

Von Klaus Harpprecht

Der junge Chef der schönsten Buchhandlung einer deutschen Universitätsstadt gestand bei der Vorstellung einer Thomas-Mann-Biografie, dass er mit diesem Autor »so gar nichts anfangen konnte« – bis er den alten Visconti-Film *Tod in Venedig* gesehen und sich, von dem Meisterwerk hingerissen, dazu durchgerungen habe, die Erzählung zu lesen: ein zweites Mal überwältigt.

Die venezianische Novelle sichert, fast ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod und gut neunzig Jahre nach ihrem Erscheinen, noch immer den Weltruhm des Hanseaten – mehr als jedes andere seiner Bücher. Aber es braucht geduldige Neugier, um ins Geflecht der Geschichte vorzudringen. Immerhin ist schon im zweiten (langen) Satz ein Cicero-Zitat über das Wesen der Beredsamkeit zu bewältigen; später im Text sind es Sokratische Fantasien, und am Ende setzt der Erzähler mit humanistischem Hochmut voraus, dass man weiß, was unter einem »bleichen und lieblichen Psychagogen« zu verstehen sei. So hieß, um dieses Fragezeichen zu löschen, der hübsche Diener des Hades, des griechischen Todesgottes, der dem sterbenden Gustav von Aschenbach in der Stunde seines Hinschieds zuzulächeln schien.

Das kleine Werk, ganz von der bürgerlichen Bildungswelt geprägt, ist rasch nachzuerzählen: Aschenbach, ein gefeierter Schriftsteller an der Schwelle des Alters, sieht sich durch eine krisenhafte Verwirrung unbestimmter Art im Fortgang seiner Arbeit aufgehalten, und er beschließt – angeregt durch die Begegnung mit einem seltsamen Mann von rothaarigem Typus am Münchner Nord-Friedhof –, nach Süden zu reisen, um in der erfrischenden Ablenkung seinen Frieden wiederzufinden.

Der Urlaub auf einer dalmatinischen Insel indes erweist sich als unzutraglich. Also schiffte er sich nach Venedig ein, an Bord von einem grell geschminkten (homosexuellen) Narren verstört. Auch der finstere Gondoliere, der ihn auf seinem schwarzen Kahn mit dem »sargschwarzen« Armstuhl zum Lido hinübereudert, gehört zur Rasse der Rothaarigen, nicht anders als der »böartige Bänkelsänger«, der ihn her nach bis ins Hotel verfolgt: Boten des Unheils, allesamt.

Aschenbach, dem Thomas Mann die Züge des kurz zuvor verstorbenen Komponisten Gustav Mahler gab, beobachtet in der Halle, im Speisesaal und am Strand des Grand Hotels den anmutigen Sohn einer polnischen Aristokratenfamilie, den schönen Tadzio, der ihn mit seinem Charme bezaubert. Die beiden wechseln kein Wort. Aber die Sprachlosigkeit der fremden Partner betont nur die schmerzlich-zarte Gewalt der Passion, die den alternden Schriftsteller überkommt. Indessen mehren sich die Zeichen, dass eine geheimnisvolle Gefahr durch Venedig schleicht. Abreisen sind unübersehbar. Der Bedienstete eines englischen Reisebüros gesteht dem Gast, dass die Stadt von einer Cholera-Epidemie bedroht ist. Aschenbachs Versuch, sich davonzumachen, scheitert an der Tücke der Umstände. Er fühlt sich elend, dennoch hastet er durch die Gassen, dem Knaben hinterher. Er harret aus – bis zum stummen Abschied von Tadzio, dessen Familie endlich aufbricht: Es ist der Tag, an dem Aschenbach stirbt.

Ein Liebestod, der Musik Richard Wagners näher als der Gustav Mahlers. Thomas Mann hat das gefährliche Spiel mit der verbotenen Lust seiner Knabenliebe – in jener Epoche gnadenloser verpönt als heutzutage, da man sich nur an der Minderjährigkeit stieß – durch den Aufwand an antiker Symbolik in die Sphären der »Vergeistigung« zu entrücken versucht. Sein Publikum verstand die homoerotische Leidenschaft denn auch als ein Gleichnis der Liebe schlechthin (was sie in gewisser Hinsicht ist). In Wirklichkeit spiegelte sie das geheimste Verlangen des Autors. Thomas Mann, sagte ein Kenner, habe in dieser Erzählung sein privatestes Problem sichtbar gemacht und es zugleich »mit der Wahrheit verhüllt«. Das kunstvolle Spiel zwischen Selbstoffenbarung und verschleiender Mythologie gibt dem Werk seinen klassischen Rang.

DIE ZEIT 32/2003

So prägen uns Beziehungen

Fragt man Menschen, was ihnen wirklich wichtig sei, antworten die meisten: Familie und Freunde. Doch wer Erfüllung sucht, sollte mehr sehen als nur das engste Umfeld.

Von Tatjana Schnell und Kilian Trotier

Eigentlich ist der Gedanke logisch: Ich kann am besten ich selbst sein, wenn ich bei mir bin, also für mich und damit allein. Die Logik hat aber wenig mit der Realität zu tun. Wir Menschen sind soziale Wesen und leben unser Ich in Gemeinschaft aus. Und nicht nur das: Wir formen unser Ich in Gemeinschaft, wir entwickeln es, wir empfinden es, indem wir von anderen gespiegelt werden.

Welche Gemeinschaft aber ist das, in der wir uns formen? Und in welcher fühlen wir uns aufgehoben, erfüllt, sinnerfüllt? Fragt man Menschen ganz direkt, was ihnen Sinn im Leben gibt, lautet die häufigste Antwort: Familie, dicht gefolgt von anderen Begriffen, die auf soziale Beziehungen verweisen, wie Freundschaft oder Liebe. Schaut man sich die Daten genauer an, sieht man, dass soziale Beziehungen gerade bei jungen Menschen einen ganz besonderen Stellenwert haben.

Kilian Trotier: *Was ist den Jugendlichen und jungen Erwachsenen am wichtigsten?*

Tatjana Schnell: *Meine Forschungsgruppe und ich haben lange, intensive Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 16 und 29 Jahren geführt. Darin kam häufig vor, dass es für sie einen großen Wert hat, »ganz sie selbst« sein zu können – und das gelang ihnen innerhalb ihrer Familien oder ihres Freundeskreises.*

Trotier: *Erinnern Sie sich an eine Aussage, die das anschaulich macht?*

Schnell: *Eine 17-Jährige hat ganz plastisch beschrieben, warum es für sie so bedeutsam ist, mit ihren Freundinnen und Freunden zusammen zu sein. Ich zitiere sie: »Wenn ich mit Freunden zusammen bin, dass man dann wirklich jeden Blödsinn machen kann und nicht als dumm oder sonst was dargestellt wird, sondern dass man zusammen Spaß hat und jeder was machen kann, was nicht als normal gilt.«*

Trotier: *Was nicht als normal gilt – das heißt, es gibt ein Innen und ein Außen, und im Innen kann sie ganz so sein, wie sie sein will, ganz sie selbst?*

Schnell: *Das Innen ist ein geschützter Raum, ja. Im Außen gibt es offenbar die Wahrnehmung, dass man bewertet und somit auch abgewertet wird, wenn man sich gibt, wie man ist. In guten Beziehungen werde ich hingegen angenommen. Zentral bei unseren Gesprächen war auch, dass die jungen Menschen betonten: Ich bekomme in diesen Beziehungen ganz viel, aber ich gebe auch viel. Da geht es um Verlässlichkeit, um Fürsorge und Liebe.*

Für Menschen im mittleren und höheren Alter haben Familie und Freundschaften auch eine hohe Bedeutung, aber sie sprechen anders davon, vor allem von Freundschaften. Ein Treffen beim Italiener pro Woche, dort über alles reden, das schon, doch das Übersprudelnde, das Enthusiastische, das formuliert die Jugend. Und das, obwohl – oder gerade weil – sie Beziehungen ganz anders leben als ihre Vorgängergenerationen.

Eine langfristige, exklusive Beziehung mit einer Person hat immer weniger Strahlkraft. Die Vorstellung einer lebenslangen romantischen Paarbeziehung, die alle Wünsche erfüllen soll, ist nur noch ein Beziehungsmodell unter vielen. Alternativen sind polyamore Beziehungen, offene Beziehungen oder Freundschaft plus, was beides verbindet: die Nähe der Freundschaft und die körperliche Zärtlichkeit der Beziehung.

In der internationalen Sinnforschung gibt es bisher keine Erkenntnisse zu diesen neuen Formen des Zusammenseins. Der Großteil der Studien zu Familie und Partnerschaft zeichnet noch ein Bild, das ein anderes Ideal widerspiegelt: Menschen, die in einer Ehe leben, berichten immer wieder höheren Lebenssinn. Wie kann man das interpretieren? Nur weil Verheiratete viel Sinn in ihrem Leben sehen, heißt das nicht, dass man für ein sinnvolles Leben heiraten muss. Allerdings scheint es in einem solchen Rahmen leichter zu sein, Zugehörigkeit, Bedeutsamkeit, Kohärenz und Orientierung zu erleben – die vier Merkmale eines sinnerfüllten Lebens. Menschen in Partnerschaften und Singles legen entweder nicht so viel Wert auf diese Merkmale, oder sie müssen sich mehr anstrengen, um sie im Rahmen von Beziehungen zu erfahren. Eine Studie von Forscherinnen des Boston College und der University of Massachusetts Amherst zeigt aber, dass Singles deutlich besser in die Gemeinschaft eingebunden sind als Verheiratete. Von wegen einsame Singles.

Partnerschaft, Familie und Freunde – enger und emotionaler geht es nicht. Das ist meine Bezugsgruppe, in ihr lebe ich, mit ihr entwickle ich mich, freue mich, streite mich, trauere, feiere die großen Feste, die Wegmarken des Lebens. Auch wenn es Verschiebungen in der Gewichtung gibt, sind es diese Menschen, die mir Halt und Sicherheit geben. Und Sinn.

Wobei das mit dem Sinn so eine Sache ist. Natürlich kann ich ihn in meiner Beziehung oder Familie suchen, im Teilen des Lebens mit meinen Freunden. Wer aber nur das tut, erlebt weniger Sinn als Menschen, die noch andere Sinnquellen haben. Konkret gesagt: Wer als Elternteil neben dem Partner oder der Familie nichts hat, an dem er sich aufrichten kann, stürzt tief, wenn es in der Beziehung kriselt oder

wenn eines der Kinder anfängt sich abzunabeln. Und wer sich in solchen engen Beziehungen häuslich einrichtet, verschwindet schnell in einem Kokon und kann sich damit den Blick auf das größere Ganze verstellen.

In welcher Gemeinschaft will ich leben? Menschen, die angeben, besonders sinn- erfüllt zu sein, sagen: Ich erlebe mich als Teil von etwas, das über mich, meine Familie und Freunde hinausgeht.

Schnell: *Eine meiner Lieblingsstudien macht eindrucksvoll deutlich, wie das aussieht: Zwei Forscherinnen der Universität Köln haben anhand von Daten großer Langzeitstudien in Großbritannien und den USA aufgezeigt, wie Sinnerleben und soziale Zugehörigkeit zusammenhängen: Bei Menschen, die sich gut in ihre Umgebung eingebunden fühlten, war das Sinnempfinden zehn Jahre später hoch ausgeprägt. Und andersherum zeigt sich: Je höher das Sinnerleben, desto besser eingebunden empfanden sich die Befragten zehn Jahre später.*

Trotier: *Was heißt das genau – sich in die Gesellschaft eingebunden fühlen?*

Schnell: *In dieser Studie hieß es: Die Befragten fühlten sich mit den Menschen in ihrer näheren Umgebung verbunden, engagierten sich im Sportverein, in Gewerkschaften oder Umweltgruppen, waren ehrenamtlich oder anderweitig zivilgesellschaftlich tätig.*

Trotier: *In den letzten Jahren ist die Zahl der ehrenamtlich Tätigen gesunken, die Menschen engagieren sich weniger langfristig als punktuell und situationsbezogen. Heißt das, wir modernen Individualisten berauben uns einer der wichtigsten Quellen, um unser Leben als sinnvoll zu empfinden?*

Schnell: *Es ist ja nicht nur das Ehrenamt. Wir sind prinzipiell weniger in Gemeinschaften eingebunden – sei es in Großfamilien oder in der Nachbarschaft. Das hat Vorteile: Wir sind unabhängig und flexibel, können freier entscheiden, was wir tun wollen, und haben weniger Verpflichtungen. Aber es geht mit Kosten einher: Wenn wir dazugehören wollen, müssen wir aktiv werden, uns selbst darum kümmern. Wir müssen Menschen*

ansprechen, zu Organisationen gehen. Das setzt einen gewissen Mut und eine Selbstsicherheit voraus. Häufig fühlt man sich einer Art Wettbewerb ausgesetzt: Bin ich gut genug, um akzeptiert zu werden? Bin ich qualifiziert genug für eine ehrenamtliche Mitarbeit? Oder man hat Angst, andere zu belästigen. Wer sich diese Initiative nicht zutraut, fühlt sich schnell abgehängt und nicht gebraucht. Auch deshalb sind in unseren individualistischen Gesellschaften viele Menschen einsam.

So paradox ist unsere Realität: Mehr und mehr Menschen fühlen sich einsam in einer Welt, die sich in den vergangenen Jahrzehnten mehr und mehr vernetzt hat. Unsere Leben sind verwoben mit dem Leben vieler anderer, ob wir wollen oder nicht. Wie wir leben, arbeiten, konsumieren, wirkt sich in unserer globalisierten Welt auf die Lebensbedingungen an vielen Orten aus. Da wir das nicht unmittelbar mitbekommen, haben aber nur wenige Menschen ein Bewusstsein für diese dritte Ebene der Gemeinschaft – die Weltgemeinschaft.

Studien zeigen, dass nur eine Minderheit von sich behauptet: Ich definiere mich als Teil der Menschheit. Viel eher fühlen sie sich verbunden mit Familie und Freunden, mit der Region, in der sie leben, oder dem Land. Daran ist erst einmal nichts verwerflich. Aber Forschungsergebnisse machen deutlich, dass die wenigen, die diesen globalen Blick haben, anders für ihre Mitmenschen da sind. Während des Zweiten Weltkriegs waren zum Beispiel gerade sie es, die verfolgten Juden geholfen haben. In Interviewstudien unterschieden sich diejenigen, die geholfen hatten, von denen, die es nicht getan hatten, darin, dass Erstere sich als zugehörig zur Menschheitsfamilie erlebten. Sie handelten nicht, um Onkel oder Nichte oder Nachbarn zu retten, sondern aus Prinzip, weil die Verfolgten in ihren Augen Menschen waren wie sie. Wer sich als Teil der Menschheit versteht, denkt weniger in Entweder-oder-Kategorien: Wir gegen die, Deutschland den Deutschen, *America first*, Hauptsache, uns geht es gut! Stattdessen geht es um die Frage, wie wir das Leben auf der Erde gemeinsam gestalten können.

Es kann überwältigend und einschüchternd wirken, so groß zu denken. Mein kleines Ich in der riesengroßen Weltgemeinschaft – was kann ich schon bewirken? Und wel-

che Rolle spiele ich in ihr? Allein sich diese Fragen zu stellen, setzt aber etwas in Gang. Wenn ich mich nicht einigle in meine kleine Welt, sondern rausschaue, sehe ich neben viel Schönerem und Fremdem viel Grausames und Ungerechtes. Hinzugucken kann tieftraurig machen. Es kann wütend machen, auch verzweifeln lassen. Wo ist der Sinn in all dem Leid? Die Frage ist jahrtausendealt und lässt die Menschen noch immer hilflos dastehen. Hingucken kann aber auch anknipsen. Es kann mich näher zu mir bringen, weil ich meine Werte schärfe, sie zu verteidigen und auszuleben lerne.

Wenn ich sehe, dass jemand angepöbelt wird, kann ich daran vorbeigehen. Dann besteht die Gefahr, dass ich mich hinterher schäbig fühle. Warum habe ich nichts gesagt? Wenn ich hingehe und mich einmische, besteht die Gefahr, dass ich selbst etwas abbekomme.

Sich zu engagieren heißt, sich verwundbar zu machen. Schau ich weg, muss ich mit der »Dissonanz« umgehen, mit der inneren Spannung, die entsteht, wenn sich Einstellung und Verhalten widersprechen. Wir Menschen haben Routinen entwickelt, auf diese Spannung zu reagieren: Wir suchen gezielt nach Informationen, die unser Verhalten rechtfertigen, und ignorieren gegenteilige Informationen. In unserem Beispiel: Ich finde zwar, dass niemand angepöbelt werden sollte, aber alle anderen haben ja auch nicht eingegriffen! Ich verdränge, dass ich im Widerspruch zu meinen Werten handle. Und je weiter weg von mir die Konsequenzen meines Verhaltens zu spüren sind, desto leichter ist es, sie zu ignorieren.

Es gibt allerdings ein Problem: Wir handeln damit zu unseren Ungunsten. Denn das Engagement für etwas, das über unseren persönlichen Bereich hinausgeht, ist ein starker Sinnstifter. In der Sinnforschung spricht man hier von Selbsttranszendenz, was bedeutet, dass wir von uns selbst absehen und Verantwortung übernehmen für eine größere Sache. Sie ist einer der entscheidenden Faktoren, um ein sinnerfülltes Leben zu führen.

Das heißt: Wenn ich ignoriere, dass mein Handeln weiterreichende Folgen hat, dann stärkt dies die Ungleichheit und Ungerechtigkeit auf dieser Welt – zum Bei-

spiel im Hinblick auf den Klimawandel oder auf Arbeitsbedingungen bei Zulieferern im Globalen Süden. Wenn ich hinschaue, kann mich die Komplexität erst einmal belasten und überwältigen. Stelle ich mich jedoch den Problemen und Herausforderungen und werde tätig, schwindet das lähmende Gefühl, und ich sehe, dass ich etwas verändern kann – was wiederum mit mehr Sinnempfinden einhergeht.

Trotier: *Wir sind auf der ganz großen Ebene angekommen, acht Milliarden Menschen, wie soll ich das überblicken? Und wie finde ich heraus, was für mich die richtige Art ist, mich zu engagieren?*

Schnell: *Wir haben alle unterschiedliche Ansatzpunkte. Es muss gar kein aufwendiges Engagement sein. Wichtiger ist es, zu verstehen, dass wir Teil verschiedener »Gemeinschaften« sind, lokal und global, und das in unserem Alltag zu bedenken.*

Trotier: *Wie kann ich Sorge tragen, dass es mir dabei gut geht?*

Schnell: *Das ist manchmal nicht einfach, wenn man sich auseinandersetzt mit dem, was auf der Welt schief läuft. Es ist hilfreich, den Unterschied zwischen Mitleid und Mitgefühl zu kennen und zu wahren. Beim Mitleid fühle ich mit dem anderen. Beim Mitgefühl fühle ich für ihn oder sie. Ich teile also nicht das Leiden, sondern empfinde Wärme, Sorge, Fürsorge für die andere Person und bin motiviert, ihr Wohlbefinden zu verbessern. Damit ich dazu fähig bin, muss ich auch für mich selbst sorgen: darf Freude spüren, genießen, also Dinge tun, die mir Kraft geben.*

Der französische Existenzialist Jean-Paul Sartre hat 1944 ein Drama veröffentlicht, das *Geschlossene Gesellschaft* heißt. Darin sind drei Menschen in einem Raum eingeschlossen, auf ewig beisammen, ohne Zukunft, ohne Hoffnung auf Entkommen. Der berühmteste Satz aus diesem Stück ist: »Die Hölle, das sind die anderen.« Wer sich ein erfülltes Leben wünscht, sollte vom Gegenteil ausgehen: »Der Sinn, das sind die anderen.«

Deshalb lohnt es sich, über die eigene Rolle im Miteinander zu reflektieren und zu schauen, wo ich mich einlasse, mich hingeebe, mich engagiere. Und wohin ich meinen Blick bislang nicht richte. Ich kann mich hinterfragen: Gebe ich alles für meine Familie? Heißt das gleichzeitig, dass ich weniger für Freunde da bin? Fühle ich mich als Teil meiner Stadt, meines Landes? Berührt mich, wie es Menschen in anderen Teilen der Welt ergeht? Sehe ich die Ungerechtigkeiten der Welt? Kann ich einen Weg finden, wie ich ganz konkret etwas gegen sie tun kann?

Ich sollte mich nicht überfordern, nicht denken, die Welt verändern zu *müssen*. Aber die Welt verändern zu *können* – das ist eine Haltung, die motiviert, die mich ermutigt zu handeln. Mit anderen und für andere.

Christ & Welt, DIE ZEIT 13/2023

Tatjana Schnell, 51, ist Psychologieprofessorin und forscht seit mehr als 20 Jahren zum Thema Lebenssinn.

Kilian Trotier, 39, ist Redakteur bei Christ & Welt, wo er den Sinn-Schwerpunkt koordiniert.

Kein Mensch kann sich selbst bergen

Wir alle suchen sie. Warum eigentlich und wo kann der moderne Mensch sie finden? Über Geborgenheit.

Von Kerstin Decker

»Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.« Dieser böse Satz Rainer Maria Rilkes ist keine Nachricht an Immobilienspekulanten, die soeben ihre ultimative Chance verpasst haben. Er gehört vielmehr zu denen, die mitten ins Herz der Existenz treffen. Denn das ist die ursprüngliche Bedeutung von Haus: Es ist das, was schützend umgibt. Alle Geborgenheit ist innenraumförmig.

Dass Schiffe von jeher Frauennamen tragen, könnte man für eine fehlgeleitete sexuelle Fantasie einsamer Männer auf hoher See halten. Aber das ist falsch. Schiffe haben Schoßcharakter, mit der Arche begann das. Schiffskörper erinnern an die erste Hülle, den ersten Schutz, der um jeden von uns war. Sie sind das Bergende mitten im Ungeborgenen. Das deutsche Wort Geborgenheit umfasst mehr als sein englisches Pendant *safety*. Geborgenheit ist mehr als Sicherheit.

Rilkes *Herbsttag* war ein Jahresendgedicht, seine besondere Grausamkeit lag in der Botschaft: Wenn du jetzt keinen Rückzugsort hast, nichts, was dich birgt – du brauchst nicht mehr darauf zu hoffen. Und es suggeriert: Bis eben gehörten Haus und Mensch zusammen, aber heute kann niemand mehr sicher sein, dass er eins findet. Moderne Menschen sind tendenziell Ungeborgene, Leute, die aus allen Sicherheiten fallen können, zuerst wohl aus einer der elementarsten: der religiösen. Unter dem Gesichtspunkt der Geborgenheit betrachtet, sind Religionen riesige Kapseln, die Millionen von Menschen die Illusion geben können, einen gemeinsamen Innenraum zu teilen, gemeinsam außer Gefahr zu sein.

In diesem Jahr haben wir Novalis' 250. Geburtstag gefeiert, nein, falsch, in diesem Jahr haben wir Novalis' 250. Geburtstag mehrheitlich übersehen, aber vielleicht erinnert sich noch mancher an seine Frageantwort: »Wo gehn wir denn hin? Immer nach Hause.«

Weihnachten hört man solche Sätze noch einmal anders. Vielleicht auch darum ist das Fest für manche zeitgenössische Existenzen eine Zumutung. Plötzlich soll jeder nach Hause gehen? 362 Tage im Jahr – 365 minus Heiligabend und zwei Feiertage – sollen wir uns selbst verwirklichen, die Chance der Freiheit nutzen, im Fahrtwind stehen. Und nun das. Klar ist auch, dass mit nach Hause nicht die Basisdefinition gemeint ist, also der Ort, an dem unsere Rechnungen ankommen. Auch keine Single-Küche. Nein, Zuhause meint zu Weihnachten einen von vornherein geteilten Raum, geteilt mit anderen, mit den Nächsten. Das ist wohl der älteste Sinn von Geborgenheit. Und wer befindet sich im Zentrum dieses Raums, um wen ist er allzeit gebaut? Um Maria mit ihrem Kind, keine Frage. Um jede Mutter mit ihrem Kind. Der Mutter-Kind-Raum ist der intimste von allen.

Und doch ist es beinahe ein Wunder, dass im tiefpatriarchalen Europa ein Fest wie Weihnachten allmählich zum Hauptfest der Christenheit aufrücken konnte. Lange war das Ostern, die Feier der Auferstehung des Herrn, das war plausibel. Aber ein Fest um eine junge Mutter mit unehelichem Kind auf dem Arm? Die Marienbilder zu sehen heißt, zu verstehen, was Geborgenheit ist.

Dabei weiß kein Mensch, wann Jesus Geburtstag hatte, aber der 25. Dezember war seit je Feiertag, lange vor dem Christkind: Jedes Jahr sehen wir, wie die Tage kürzer werden, wie die Natur stirbt. Nicht ohne Bangen geht die Mensch- und Tierheit jedes Jahr einem neuen Winter entgegen. Ein Licht sehen im Dunkel: Das ist Geborgenheit. Am besten viele Lichter! So feierten schon die Römer am 25. Dezember den unbesiegbaren Sonnengott, *sol invictus*, es war das Lichterfest zur Wintersonnenwende, und das ist es geblieben, ein Blick in die Fenster überall genügt, um das zu wissen. Und da der 25. Dezember wie jeder römische Tag nicht um Mitternacht, sondern bereits am Abend zuvor begann, feiern wir noch immer den 24. mit, den Heiligen Abend.

Die funkelnde Weihnachtslichterwelt der Geschäfte und Kaufhäuser hat die Gleichung von Licht und Geborgenheit immer schon verstanden. Und das aus gutem Grund: Geborgenheit und Sparsamkeit wissen nicht viel voneinander. Geborgenheit ist ein anderes Wort für Freigiebigkeit, sie ist – ökonomisch betrachtet – eine reine Verschwenderin. Aber kaufen kann man sie trotzdem nicht.

Und der Skandal reicht noch weiter. Geborgenheit ist niemals ich-förmig. Kein Mensch kann sich selbst bergen. Obwohl es wichtig ist, mit sich selbst befreundet zu sein.

Die Zahl der Menschen, die zu niemandem mehr gehören, wächst. Das ist der große Nachteil des großen Vorteils, von niemandem mehr zwangskollektiviert werden zu können. Nicht von der eigenen Familie, nicht von denen, die wir lieben, nicht von Freunden, die womöglich eine Sicht auf Russland und Putin haben, die wir nicht dulden können. Geborgenheitsräume sind eher homogene Räume. Partner und Freunde geben Geborgenheit. Ihre Akustik ist auf Gleichklang gestimmt, auf Gleichklang mit Variationen, aber nicht auf schrille Dissonanz. Darum kann man in Geborgenheit auch nicht alles ausdiskutieren, oder es ist keine mehr.

Wahrscheinlich neigen die Mitglieder moderner Gesellschaften zu einem bedenklichen anthropologischen Irrtum. Sie sagen: Primär ist das Ich! Alle Zeitalter vorher wussten: Primär ist das Wir! Sie aber sagen: Ich bin das Subjekt, ich bin meine

eigene Insel. Und wer bei mir einen Einbürgerungsantrag stellt, sollte schon alle nur denkbaren Bedingungen erfüllen. Und überhaupt kann er jederzeit wieder ausbürgert und abgeschoben werden. Bindung heute – Geborgenheit – ist grundsätzlich solche auf Widerruf. Gelassener macht das nicht.

Moderne Gesellschaften hegen ohnehin einen tiefen Argwohn gegen die Geborgenheit, ja man könnte auch sagen: Durch ihn werden sie definiert. Denken wir an Christian Lindners Kritik am Bürgergeld. Die lässt sich auch so übersetzen: Es schaffe eine falsche Geborgenheit. Eine falsche 502-Euro-Geborgenheit. Lindners Vorgänger auf dem FDP-Parteivorsitz, Guido Westerwelle, sprach von der »sozialen Hängematte«. Inmitten der Ungeborgenheit der arbeitenden Bevölkerung, die an jedem frühen, also noch ziemlich ungeborenen Morgen ins Ungeborene aufbricht, blinzeln die Falschgeborenen gegen zehn Uhr oder später einem neuen Müßiggang entgegen. Natürlich gibt es auch Menschen, die sich noch mit 5.000 Euro im Monat fühlen, als könne sie jederzeit das Nichts verschlucken. Das ist das Menschenbild des Kapitalismus: Erst der Ungeborene wird fleißig!

Es kommt also darauf an, allen die Hüllen zu nehmen. Oder anders: Grundvoraussetzung des Kapitalismus sind die Ungeborenen. Dies wäre eine gute Gelegenheit, an die Rekrutierung der ersten Proletarier zu erinnern, denn freiwillig hätte sich niemand den großen Maschinen zum Fraß vorwerfen lassen.

Nicht zufällig ist das Hauptwort der westlichen Gesellschaften absolut nicht die Geborgenheit, sondern die Freiheit. Für die meisten hat die Freiheit einen durchaus romantischen Klang, und das ist wichtig, denn eine Gesellschaft, an deren Hauptwörter niemand mehr glaubt, ist schon fast verloren. Freiheit steht für Ungebundenheit, für die Abwesenheit von Zwang, für Selbstverwirklichung auch. Und doch ist Freiheit eine der kältesten Vokabeln überhaupt, denn sie meint den Verlust jeden Schutzraums, positiv gesprochen: das vorsätzliche Verlassen der letzten Geborgenheit.

Seit den Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts bis spät in die Siebzigerjahre wollten Erziehungsratgeber schon die Neugeborenen fit machen für das Leben,

das sie voraussichtlich erwartete: Geborgenheit ist eine Illusion! Kleinkinder, raus aus der Wiege, werdet hart! Der populäre Kinderarzt John Watson unterrichtete Mütter im Umgang mit ihren Babys: »Verwöhnen Sie sie nicht. Geben Sie ihnen keinen Gutenachtkuss. Nicken Sie vielmehr wie bei einer kurzen Verbeugung mit dem Kopf und schütteln ihnen die Hand, bevor Sie das Licht ausschalten.« Was für ein Konzept! Gewiss stand dahinter die Scham, dass wir unseren Aufenthalt auf Erden beginnen wie jedes Tier, als ein vernunftloses Bündel Natur. Mütter sollten sich nicht länger benehmen wie Affenmütter. Auch darum wurden die Neugeborenen gleich nach der Entbindung weggenommen, man brachte sie nur kurz zum Stillen zurück.

Aber dann brach sich die Nachricht eines Experiments Bahn, mit dessen Ergebnis niemand gerechnet hatte, zumindest nicht die Forscher, die Leiter von Entbindungskliniken und die Autoren von Erziehungsratgebern.

Der junge amerikanische Wissenschaftler Harry Harlow wollte einen Intelligenztest für Rhesusaffen entwickeln, doch aufgrund einiger irritierender Ergebnisse überprüfte er schließlich etwas ganz anderes. Er baute zwei Ersatzaffenmütter. Die eine war aus Frotteehandtüchern gemacht, sehr weich und schmiegsam, die andere war gewissermaßen eine Mutter aus Eisen, näherhin aus Metalldraht. Aber nur die eiserne Mutter gab Milch. Harlow wusste genau, welche Mutter die Äffchen wählen würden. Affen wie Menschen sind Bedürfniswesen. Sie haben Hunger und Durst, später wollen sie noch Sex. Alle Zuneigung gilt dem, der diese Bedürfnisse stillt. Das ist die Formel der Liebe.

Zu Harlows größter Erschütterung kletterten die kleinen Rhesusaffen auf die milchlose Stoffmutter, schmiegteten sich in ihre Frotteefalten, spielten mit ihr. Nur wenn sie sehr durstig waren, liefen sie kurz zur Drahtmutter. Und sofort wieder zurück. Der Fortschrittsgeist der Sechzigerjahre war tief befremdet. Seit wann zählen Sekundärbedürfnisse mehr als Primärbedürfnisse, seit wann zählen die überhaupt? Oder sollten Sekundärbedürfnisse in Wahrheit Primärbedürfnisse sein?

Die Mutter ist die erste Hülle um die Weltneulinge, sie ist verantwortlich für das erste, tiefste Willkommen. In unzähligen Experimenten ist seitdem nachgewiesen worden, welchen Einfluss die Erfahrungen der Frühe haben, an die sich doch niemand bewusst erinnert, egal ob Menschen-, Affen- oder Rattenkinder. Werden Rattenkinder oft geleckt, wird ein sehr förderliches Gen aktiviert, das zwar alle haben, aber im Fall der Ungeleckten eher passiv bleibt. Manche Regionen im limbischen System erwachen gar nicht erst, auf anderen Nervenbahnen herrscht dagegen Daueralarm. Sie führen zu Hirnregionen, die Angst, Aggression, Sucht steuern. Aus vernachlässigten kleinen Ratten werden in der Regel hyperaktive Erwachsene mit zu Störungen neigendem Sozialverhalten. Wer geborgen ist, ist ganz ruhig. Er macht eine Erfahrung, die die FDP so irritiert: Ich muss gar nichts tun, und die Erde dreht sich trotzdem weiter. Auch das ist eine Definition von Glück.

Geborgen sein heißt, zu wissen, dass da ein Außen ist, das als erweitertes Innen gelten darf. Etwas, worauf Verlass ist.

Alles richtig, mögen viele jetzt sagen, aber das ist die Kindheit! Wer nicht hinaustritt ins Offene, ins absolut Ungeborgene, wird nicht erwachsen. Und vielleicht ist es gut, wenn er im Rücken die Erfahrung hat: Da war etwas, auf das ich mich verlassen konnte. Also wird da wohl wieder etwas sein. Die Philosophen haben diesem gewagten Schluss den Namen Seinsgewissheit gegeben. Oder Urvertrauen. Die vielleicht erste Intellektuelle Deutschlands, Lou Andreas-Salomé, beschrieb ihr Lebensgefühl so: Sie gehe durch die Welt, als seien hinter ihr immer ein Paar Arme geöffnet. Das ist bemerkenswert. Arme von hinten, nicht von vorn, die sind vielleicht noch wichtiger. Heißt das: Zu jedem Schiff gehört ein Hafen?

Nein! Moderne Zeiten sind immer dann angebrochen, wenn man lossegelt ohne die leiseste Hafengewissheit. Kolumbus' *Santa Maria* war das erste Schiff ohne Hafen. Insofern darf Christoph Kolumbus als der Urvater der modernen westlichen Welt gelten, der Urvater der Globalisierung ist er ohnehin. Vielleicht war er der erste wirklich Erwachsene, gänzlich ungeborgen.

Und wie viel Geborgenheit hat die Globalisierung auf dem Gewissen! Lebensräume von Kleinvölkern, die die Neulinge oft nicht einmal bemerkten, als sie sie zertraten. Es ist ein hartes Schicksal, entdeckt zu werden. Aber hatten die Entdecker es denn leichter?

Kolumbus fuhr als Erster die Route der Atlantiksegler von heute, über die Azoren auf dem Rückweg. Neun kleine, vulkangeborene Inseln im Ozean. Ungeborgener als auf den Azoren kann man in Europa nirgendwo sein. Von den meisten Inseln ist die Nachbarinsel nicht zu sehen, manchmal liegen mehrere Tagesreisen zwischen ihnen: Aber immer sieht man den Ozean, fast von jedem Punkt des Lavapulverfasses unter den eigenen Füßen. Auf den Azoren begreift man, was für ein deprimierender Anblick das Meer sein kann. Die ersten flämischen Siedler auf Faial wählten den einzigen Punkt, wo man den Ozean nicht sehen kann, sie stellten eine Windmühle auf und waren: geborgen.

Es genügt aber auch, sich einfach nur umzudrehen, landeinwärts. Auf diesen Inseln wächst alles, was überhaupt irgendwo wächst. Bloß keine Weihnachtsbäume. Gärten schaffen Geborgenheit, sie nähren die Illusion, dass die Natur für uns gemacht ist, was einen schweren Irrtum darstellt. Viele sagen heute, sie fühlten sich in der Natur geborgen. Das ist eine ziemlich spätkulturelle, zivilisationsmüde Idee. Die Natur ist das blind Zeugende, das blind Verschlingende; die Menschen haben ihr das, was sie birgt, erst abgerungen. Der Natur sind wir vollkommen egal. Aber jeder Gärtner vergisst das, er kann gar nicht anders, als in der Annahme zu leben, die perfekte Synthese von uns und ihr sei möglich.

Jetzt ist unbedingt noch ein Wort zur Rehabilitation des Wassers fällig, geborgenheitstheoretisch. Die gewagte Behauptung lautet: Es ist das Urmedium der Geborgenheit. Die Luft ist nur unser Zweitmedium, das erste war der mütterliche Ozean. Alles darin war Löslichkeit, Schwingung, Umgebensein. Das sind die Primärerfahrungen eines jeden. Dass sich später keiner daran erinnert, spricht nicht gegen ihre Wirksamkeit, im Gegenteil. Aber die Dichter haben es schon immer gewusst: »Schoß ist alles«, sagte Rilke. Wenn wir uns geborgen fühlen, existieren wir nicht in

harten Subjekt-Objekt-Verhältnissen, sondern gelöst. Die lateinischen Wörter *mare* und *mater* sind einander nicht zufällig so ähnlich. Schoß und Meer gehören zusammen, seit je.

Will, wer Geborgenheit sucht, zurück in den Mutterschoß? Die Verzweifelten werden das gewiss sofort bejahen, für alle anderen gilt: Die Richtung stimmt.

Gesellschaften, von der Urhorde bis zum Großstaat, sind erweiterte Mutterschöße. Das liest man zwar in keinem politischen Wörterbuch, es stimmt aber trotzdem. Und es gilt selbst dann noch, wenn kein Mensch mehr auf diesen Verdacht kommt. Manche haben den Staat schon als »das kälteste aller kalten Ungeheuer« identifiziert, aber man lasse sich nicht täuschen. Ein Staat, in dem sich kein Mensch mehr geborgen fühlt, ist hinüber, er ist ein Kandidat des kommenden Aufstands. Oder er wird zum Auswanderungsland. Die Bundesregierung hat das sehr wohl verstanden. Sie konnte gar nichts Klügeres tun, als im Dezember vorausschauend die Energierechnungen für alle ihre Bürger zu übernehmen, gerade jetzt, wo man eine Adventswoche lang glauben konnte, Putin habe uns auch noch den russischen Winter geschickt. Wärme ist Geborgenheit.

ZEIT am Wochenende 53/2022

Was macht mich aus?

Ihr Leben ist die Generalprobe für ein Stück, das ständig neu geschrieben wird. Sie sind Hauptdarsteller, Regisseur, Autor und Bühnenbildner in einem. Kein Wunder, dass da jeden Tag ein paar Fragezeichen auftauchen.

Von Sven Stillich

Als ich an meinem 50. Geburtstag schlafen ging – nachdem also alle »Alter Sack«-Witze gebührend gefeiert worden waren –, stand plötzlich eine Frage im Raum. Ich hatte schon öfter über sie nachgedacht, aber jetzt kam sie mir mit einem Mal ganz nah. Sie setzte sich schwergewichtig neben mich aufs Bett und fragte schnaufend: »Was für ein Mensch bist du eigentlich? Was macht dich aus?« Dass eine so große Frage ausgerechnet nachts auftaucht und man deswegen wach liegt: Dafür muss man nicht gerade ein alter Sack geworden sein. Das kann einem als junger Sack oder mittelalte Säckin passieren, mit 20, 40, 60 Jahren. Mir half in den Stunden danach, dass ich für mich bis zu diesem Moment schon etwas herausgefunden hatte: Es ist meist vertane Zeit, in sich nach der einen, alles umfassenden *Antwort* zu graben. Man baut Tunnel und stützt Wände ab, aber man weiß nie so recht, ob man auf

dem richtigen Weg ist, und so vergehen manchmal Jahrzehnte. Ich hatte irgendwann lieber angefangen, nach den treffenden *Fragen* zu suchen, die ich mir stellen könnte. Die kommen manchmal leichtfüßig daher, ab und an stolpert man über sie, und oft kommen solche Fragen auch angeschlendert, als seien sie zufällig in der Gegend – aber wenn man sie anspricht, merkt man: Man war verabredet.

»Was macht mich aus?«: Darauf werden Sie in diesem Text also kaum Antworten finden. Wie auch? Ein Artikel in einer Zeitschrift kann eine solch existenzielle Frage nicht für jede Leserin und jeden Leser beantworten – dafür ist sie viel zu persönlich, wir liegen ja alle in unserem eigenen Bett. Aber vielleicht finden sich ein paar Fragen, die helfen, uns selbst etwas näher zu kommen – Sie sich und ich mir. Die wichtigen Fragen, da glaube ich mir sicher zu sein, fangen übrigens eher mit »warum«, »wann«, »wo« und »wer« an und nur selten mit »wie« oder »wie viel«. Ich möchte vorschlagen: Fragen Sie sich nicht, »wie liebevoll« oder »wie glücklich« Sie sind oder »wie viel Nähe« Sie wirklich brauchen. Was soll dabei herauskommen? Ein Zahlenwert? 2, 4 oder 8 von 10? »In Sachen Extrovertiertheit bin ich eine Vier.« Das ist eine Angabe, die ein Computer verarbeiten kann – aber an ihr ist nichts Wirkliches. Wie offenerzig Sie sind, wie gewissenhaft oder wie verträglich: Was Sie im Kern ausmacht, ist nicht quantifizierbar.

Sich selbst hartnäckig »infrage zu stellen« ist im Vergleich dazu schwieriger – und im besten Fall erkenntnisreicher. Was etwa würden Sie antworten auf: *Warum* ist mir Nähe so wichtig? *Wer* fällt mir als Erstes beim Wort »liebevoll« ein (und *warum*)? *Wo* oder *wann* bin oder war ich glücklich? *Warum*? Und mit *wem*? Jede Antwort kann die Tür öffnen zu einer Erkenntnis – oder einer noch tiefer gehenden Frage. Es hilft, auf diesem Weg mutig, ehrlich und beharrlich zu sein, denn wenn die Fragen leicht zu beantworten sind, sind es die falschen (dazu später mehr). Und Sie brauchen Geduld mit sich selbst. Das kann sich lohnen. Denn vielleicht holen Sie etwas ans Licht, was bislang verborgen war.

Dieser Text ist eine Spurensuche in drei Abschnitten. Es geht darin erstens um die Menschen in unserem Leben, dann um die Dinge, mit denen wir uns umgeben, und

am Ende schauen wir auf die Geschichten, die wir uns und anderen über uns erzählen. Bildlich gesprochen versuchen wir, ein wenig besser zu verstehen, was sich auf der Bühne unseres Lebens abspielt. Dort führen wir ein Stück auf, solange wir atmen – und wir schreiben es immer wieder um. Und wir können uns fragen: Was sagen all die Charaktere über uns aus, die auftreten, ihre Rolle spielen und wieder verschwinden? Was bedeuten die Requisiten, die wir auf die Bühne schleppen und wieder heruntertragen?

Es geht nicht um die Frage »Wer bin ich?« – denn wer wir gerade sind, ändert sich im Laufe des Stücks immer wieder. Hier geht es um die Basis: Aus welchem Holz sind die Bretter geschnitzt, die uns die Welt bedeuten? Warum läuft gerade dieses Stück und kein anderes? Warum ein Krimi, wo bleibt die Liebe?

Die Menschen, mit denen wir Zeit verbringen, prägen uns und unser Leben natürlich am meisten. Und das sogar schon, wenn wir noch gar nicht wissen, was Menschen sind und dass wir einer sein werden. Bereits vor unserer Geburt hören wir den Herzschlag unserer Mutter und nehmen ihre Gefühle wahr. Wir zucken zusammen, wenn da draußen laut gestritten wird oder Teller gegen die Wand fliegen. Spüren wir diesen Stress immer wieder, ahnen wir schon im Mutterleib: Das da draußen ist kein sicherer Ort. Und das kann im Leben dazu führen, dass wir empfänglicher sind für Ängste oder Depressionen – ohne dass wir etwas dafür können. Einige Zeit später, als Baby, ist entscheidend, mit wem wir es zu tun haben: ob wir uns willkommen fühlen. Ob sich andere liebevoll um uns kümmern. Denn jetzt beginnen die Bauarbeiten für die Bühne, auf der wir die Welt interpretieren werden. Noch haben wir keine Ahnung, wer wir sind – aber wir tasten ohne Unterlass die Welt nach Zeichen ab, die über uns Auskunft geben: die Stimmlage der Mutter, die Berührungen der Großeltern, das Lächeln der Nachbarn. Wir imitieren Gesten, wir interpretieren Laute, wir spiegeln uns, wir schwingen mit: »Säuglinge suchen nach Eindrücken, die sie in sich aufnehmen und zu einem Teil ihres Selbst machen können«, sagt der Neurowissenschaftler und Psychiater Joachim Bauer. Das Material für unsere Bühne besteht aus Stücken der Persönlichkeiten anderer. In seinem Buch *Wie wir werden, wer wir sind* zitiert Bauer den Philosophen Martin Buber – »Der

Mensch wird am Du zum Ich« –, und er meint das auch zutiefst biologisch: Die Erfahrungen, die wir mit Menschen machen, wirken auf unser Gehirn und steuern sogar, ob einzelne Gene in uns aktiv werden oder nicht. »Jede zwischenmenschliche Begegnung hinterlässt ihren Fingerabdruck in unserer Grundarchitektur«, sagt Bauer: »Unser Körper und unser Selbst werden auch sozial konstruiert – und das fortwährend. Wir bespielen uns lebenslang. Unser Ich ist immer auch ein Du und ein Wir.«

Wir sind dabei natürlich nicht willenlos. Je älter wir werden, desto mehr können wir mitentscheiden, was zu unserem Selbst gehören soll und was nicht. Ab dem Moment, in dem wir als Kind lernen, »Nein« zu sagen, erlangen wir ein wenig mehr Macht darüber, ob etwas, das über andere Menschen in uns drängt – Vorstellungen, Meinungen, Weltbilder –, Teil unseres »Ichs« werden soll oder nicht. Ob etwas in uns verkapselt wird wie eine Fliege in Bernstein – »als etwas, das in uns bleibt, das wir aber bewusst von uns trennen können«, wie Bauer sagt – oder ob es sich in uns auflöst wie Kakao in Milch. Dann wird es zu etwas, das wir kaum mehr aus uns herausbekommen, höchstens mit professioneller Hilfe. Oder indem neue Erfahrungen ältere ein Stück weit überschreiben.

Je älter wir werden, desto mehr ist los gewesen auf unserer Lebensbühne. Wir haben Akzeptanz erfahren und Ablehnung, wir waren mal autonom, mal abhängig. Masken sind anprobiert worden und sind gefallen. Wir sind uns verloren gegangen und haben uns neu gefunden. Wir haben Menschen gesucht, die zu uns passen, und wir haben uns passend gemacht – »sagen Sie mir, wer Ihre Helden sind, und ich sage Ihnen, was für ein Mensch Sie sein werden«, hat Warren Buffett klug gesagt –, und mit den Jahren hat unser Selbst ein Eigenleben entwickelt und einen dicken Vorhang genäht, der die Bühne vor neugierigen Blicken schützt. Andere sehen von uns nur noch das, was sie sollen, und auch wir konzentrieren uns auf unsere besten Rollen. Das Gute: Wir können unseren Motiven und Motivationen auf die Schliche kommen, indem wir uns die richtigen Fragen an uns ausdenken – jene, die etwas Licht auf unser »Selbst« werfen. Hier sind ein paar Kostproben:

Bei wem bin ich am meisten »ich selbst«? Was fällt mir leichter: Freunde zu gewinnen oder Freundschaften zu pflegen? Wann habe ich zum letzten Mal jemandem geholfen, der nichts für mich tun konnte? Welche Eigenschaften meiner Freunde hätte ich gerne? Wer ist mir am wichtigsten: ich, du, er, sie, es, wir, ihr – alle? Wen habe ich verlassen und es später bereut? Welchem Menschen, der heute lebt, sollte man ein Denkmal bauen? Von wem habe ich mein schlimmstes Vorurteil? Worüber ärgere ich mich bei anderen, um mich nicht über mich selbst zu ärgern? Von wem hätte ich gerne mehr gelernt im Leben? Was sollen Freunde in meiner Abwesenheit über mich sagen? Bei wem müsste ich mich noch bedanken oder entschuldigen? Vor wessen Tod habe ich am meisten Angst? Wer hat mich am meisten verändert? Kann man mir verzeihen?

Jede Antwort auf eine dieser Fragen kann ein Hinweis darauf sein, was uns ausmacht. Und jedes auf die Antwort folgende »Warum?« lässt neue Fragen aufscheinen. Dabei gilt, und das ist wichtig: Kommt die Antwort nur zögerlich, ist das ein gutes Zeichen. Ist eine Frage zu leicht und zu schmerzlos zu beantworten, dann ist es nämlich die falsche Frage. Dann empfiehlt es sich, entweder die Frage umzudrehen (»Wen habe ich *nicht* verlassen und es später bereut?«, »Vor wessen Tod habe ich *am wenigsten* Angst?«) oder das Fragewort zu ändern. *Wo* oder *wann* bin ich am meisten »ich selbst? Ich zum Beispiel habe herausgefunden, dass mir Respekt ungemein wichtig ist. *Warum?* Weil ich natürlich weiß, wie sich Respektlosigkeit anfühlt. Deswegen hasse ich es besonders, wenn ich mitbekomme, wie Menschen andere respektlos behandeln, nur weil sie diese als »unter ihnen stehend« ansehen. Dann zucke ich zusammen wie der Fötus im Mutterleib. Und ich schäme mich zutiefst, wenn ich bemerke, dass ich gerade selbst überheblich war. Sie sehen: Kurze Fragen können lange Antworten nach sich ziehen. Und, wie gesagt: Das sind nur Beispiele. Ihre Fragen stecken in Ihnen. Und Sie werden merken, wenn es Fragen sind, mit denen Sie verabredet sind. Wenn Sie mögen, können Sie sich auch gemeinsam mit Freunden Fragen ausdenken. Das kann großen Spaß machen, und vielleicht lernen Sie Ihre Freunde dann noch einmal ganz neu kennen. Wir tendieren im Alltag ja dazu, andere Menschen als Konstanten wahrzunehmen. Dabei hat der Philosoph Thomas Metzinger doch recht, wenn er sagt: »Unser Selbst ist kein Ding, sondern ein Vorgang.«

Von außen betrachtet, zeigen aber gerade die Dinge, mit denen wir uns einrichten, wer wir gerade sind oder wer wir gerade sein wollen. Die Bühne, auf der wir unser Lebensstück inszenieren, wurde ja zum Teil von uns selbst gestaltet. Und dass wir anhand der Dinge, die wir besitzen, unserem »Ich« ein Stück weit auf die Spur kommen können, liegt daran, dass es mit ihnen groß geworden ist. Bereits im Alter von zwei Jahren verstehen wir, was Besitz bedeutet: Das ist meins, das gehört zu mir und nicht zu dir, und wenn du es mir wegnimmst, fange ich an zu schreien. Mit sechs Jahren beginnen wir, Objekte als wertvoller einzuschätzen, wenn wir sie besitzen und kein anderer. Früh im Leben werden Dinge auch zu einer Brücke zu anderen – und sie übernehmen sogar Eigenschaften nahestehender Menschen. Wir lieben zum Beispiel den Pullover unserer Mutter, in deren Armen wir immer schnell einschlafen; auch wenn sie nicht in der Nähe ist, müssen wir nur daran schnuppern, um uns geborgen zu fühlen. Wenn wir größer werden, sind Dinge noch wichtiger für uns: In einer Zeit, in der alle anderen stärker sind als wir, in der uns alle stets etwas zu sagen haben und nur wir sehr wenig, erfahren wir durch Gegenstände zum ersten Mal ein Gefühl von Kontrolle. Da tragen wir den ganzen Tag unsere Puppe mit uns herum, die immer nur die Kleider anzieht, die wir ihr geben. Da halten wir uns einen Bären, der jederzeit geknuddelt werden will, wenn uns danach ist. Da spielen wir mit Actionfiguren, die keinen unserer Befehle verweigern. Objekte werden zu Symbolen für Sicherheit und Wirksamkeit. Wir erweitern uns in unsere Dinge hinein. »Das Selbst eines Menschen ist die Summe all dessen, was er sein Eigen nennen kann«, schrieb William James bereits 1890 in den *Prinzipien der Psychologie*.

Die Wissenschaft unterscheidet zwischen Gegenständen, die uns wichtig sind, weil wir mit ihnen etwas besonders gut zustande bringen können – mein Taschenmesser, meine Gitarre, meine Laufschuhe, mein Füllfederhalter –, und Dingen mit symbolischem Charakter. Persönliche Objekte wie Fotos, Briefe, Postkarten oder gepresste Blumen erinnern uns an eine Begebenheit, an eine Begegnung, sie werden mit Gefühlen aufgeladen und überhöht; anderen Menschen muss die tiefere Bedeutung erst erklärt werden. Andere Dinge symbolisieren einen Erfolg (mein Diplom, mein Pokal, mein Zeugnis), oder sie wirken nach außen und innen wie ein Spiegel:

Sie zeigen uns und anderen, wie wir uns gerne sehen oder wer wir sein wollen – wir telefonieren mit ihnen, tragen sie am Leibe oder fahren in ihnen herum. Hier geht es in den meisten Fällen um Status materieller oder sozialer Art – um das Dazugehören zu einer Gruppe oder darum, eben gerade nicht dabei zu sein, es geht um Selbstdefinition. Der Psychoanalytiker Tilmann Habermas nennt diese Dinge »Identitätsobjekte«.

Forscher haben herausgefunden: Wenn wir Dinge gar nicht mehr leiden mögen, wollen wir meist einen Teil von uns abtrennen. Die Konsumforscherin Melissa Martin Young hat Menschen zwischen 19 und 39 Jahren befragt, aus welchen Gründen sie sich von Gegenständen getrennt haben – und fast die Hälfte der Storys, die sie erzählten, drehte sich um einen Rollenwechsel. Young nennt Gegenstände, die uns etwas bedeuten, »Requisiten«: Dinge, die auf der Bühne unseres Lebens eine Funktion hatten oder haben. »Die werden nicht nach Lust und Laune weggeworfen«, schreibt sie, »mit sorgfältig kalkulierten Manövern werden Rollenübergänge erleichtert und bestätigt. Diese erlauben es bewusst oder unbewusst, das Alte loszuwerden, um Platz für das Neue zu schaffen.« Wobei: Oft haben wir Requisiten aber eben noch nicht weggeräumt, obwohl sie zu Aufführungen gehören, die schon lange nicht mehr auf dem Programm stehen. Oder Dinge liegen unausgepackt herum, obwohl wir sie bereits vor Jahren erworben haben. Die ganze Bühne steht voll – und zwar nicht aus Versehen, sondern weil wir es so wollten oder wollen. Das gilt für den teuren Kunstdruck an der Wand oder die Urlaubsfotos am Kühlschrank genauso wie für die zermahlene Salzstange in der Sofaritze oder die Pflanze, die vor Wochen schon dringend Wasser gebraucht hätte. Und jedes Requisit kann ein Gegenstand von Interesse sein – vor allem wenn sich Fragen daran heften lassen, die zu uns selbst führen. Zum Beispiel diese:

Was ist das älteste Ding, das ich besitze? Welcher Gegenstand erinnert andere Menschen sofort an mich? Was war das wichtigste Objekt, das ich je verloren habe? Wann habe ich zuletzt etwas repariert? Von welchem Gegenstand, den ich habe oder hatte, dürfen andere nie erfahren? Wenn jemand meinen Müll durchsuchte: Was würde er von mir denken? Wenn jemand vor mir seinen Geldbeutel verliert: Aus welchem Grund dürfte

ich ihn behalten? Habe ich mir so früher meine Wohnung vorgestellt? Was fällt mir leichter: Dinge zu kaufen oder sie wegzugeben? Wenn ich eine Schatzkiste füllen würde mit lieb gewonnenen Gegenständen – was wäre darin, und wem würde ich verraten, wo ich sie vergraben werde? Und was würde ich in eine Zeitkapsel legen? Was habe ich geliehen und nie zurückgegeben? Würde ich gebrauchte Schuhe tragen? Hatte ich schon mal ein schlechtes Gewissen gegenüber einer Pflanze oder einem Tier? Wovon hätte ich gerne etwas weniger?

Die Gegenstände, mit denen wir uns umgeben, sind Teil unserer Geschichte geworden, und sie haben wie Möbel Kratzer oder durchgesessene Stellen. Der älteste Gegenstand, den ich besitze, ist wahrscheinlich ein Stofftier, das schon auf mich gewartet hat, als ich geboren wurde. Es ist eine weiße Katze, sie ist inzwischen sehr zerknautscht, und ich weiß auch in diesem Moment genau, wo sie ist. Die Übrigbleibsel sind aber nie die ganze Geschichte. Die Dinge, die nicht mehr da sind, gehören auch dazu. Dennoch erzählen wir unser Leben meist anhand des Vorhandenen.

Das gilt noch viel mehr für unsere Erinnerungen. Denn das Gehirn ist sehr flexibel darin, was es erinnert und was es vergisst: Mal merkt es sich alle Auf's und Abs des Lebens im Detail, mal begradigt es ganze Landschaften. Es wirft Leben weg wie wir Dinge. Forscher der Universität von Amsterdam haben herausgefunden, dass wir uns am meisten an die Zeit zwischen zehn und 30 Jahren erinnern. Unter fünf Jahren verwehen unsere Erinnerungen schnell, bis in die Mittzwanziger hinein verdichten sie sich, danach erinnern wir uns wieder an weniger. Die Wissenschaftler nennen die Zeiten, die wir am besten überschauen können, »Erinnerungshügel« – wir nennen sie später »die gute alte Zeit«: als sich die Welt nur um uns drehte und wir uns daranmachten, in ihr unseren Platz zu finden. Die meisten Erinnerungen bilden wir als etwa 13 bis 14 Jahre alte Mädchen oder als 15 bis 18 Jahre alte Jungs. Da hören wir die Musik, die uns nie mehr aus dem Ohr gehen wird, sehen unvergessliche Filme und lesen die Bücher, die wir immer lieben werden. Da entstehen »die Erinnerungen, die uns besonders kostbar sind und die uns am lebhaftesten im Gedächtnis bleiben«, schreibt die Psychologin Julia Shaw: »Es sind die Erinnerungen, die uns zu denen gemacht haben, die wir sind.«

Dieses »autobiografische Gedächtnis« an frühere Erlebnisse ist jedoch trügerisch. »Es bildet zwar das Material, anhand dessen man sich selbst beschreibt«, sagt der Gedächtnisforscher Rüdiger Pohl, »aber vieles erinnert das Gehirn nur in Bruchstücken. Dann muss es sich etwas zusammenreimen, das schlüssig wirkt und das es dann glaubt.« Unser Gehirn mag keine Lücken, und noch weniger mag es, wenn es seine eigene Geschichte nicht versteht. Das Problem dabei: Jedes Mal, wenn wir eine Erinnerung aus unserem inneren Speicher holen, modifizieren wir sie aufgrund unserer heutigen Ansichten und Kenntnisse – und speichern sie abgewandelt wieder ab. Jedes Mal, wenn wir uns erinnern, verändern wir unsere Vergangenheit in Nuancen. »Das merken Sie gar nicht«, sagt Pohl, »Sie haben ja nur *eine* Erinnerung.«

Wir schleifen und hämmern und schrauben also ständig an unserer Biografie herum, und die Erinnerungen ordnen sich der Geschichte unter, die wir gerade von uns erzählen. Bis die Vergangenheit wieder sinnvoll erscheint, bis alles wieder richtig zusammenhängt und die richtigen Gründe hat. Wir können uns unser Leben lang immer wieder verändern, und unsere Erinnerungen erklären uns dann, wie wir zu der lebenswerten, erfolgreichen, ängstlichen, einsamen, respektierten, klugen Person geworden wurden, die wir heute eben sind. Dafür sollten wir die Evolution eigentlich dringend mal zum Essen einladen. Denn der Vorteil der wandelbaren Biografie ist: »Wir können uns zu jedem Zeitpunkt mit unserer Identität im Einklang fühlen«, sagt Pohl, »das ist unverzichtbar für unser Glück.« Und wir werden noch glücklicher, wenn unsere Lebensgeschichte uns beweist: Du hast dich mit deinen Jahren immer noch ein bisschen positiver entwickelt. Und wenn etwas Gutes geschehen ist, hast du mitgewirkt. Zufälle, die mag das Gehirn nämlich auch nicht. Es möchte gestaltet und bewusst Entscheidungen getroffen haben. Es heißt ja schließlich »Werdegang«.

Die meisten von uns sind nicht darin geübt, auf das eigene Leben zurückzublicken und Spuren davon zu entdecken, was sie ausmacht. Ich bin es auch nicht. Überall rinnen die Jahre durch die Ritzen. Und es ertönt im Leben eben nicht wie im Kino dramatische Musik im Hintergrund, wenn etwas geschieht, das wichtig ist für die weitere Handlung. Auch hier können die treffenden Fragen helfen, weil sie das

Gehirn zwingen, neu zu denken. Vielleicht erwischt man es sogar einmal dabei, wie es versucht, einen Erinnerungskrümel unter den Teppich zu kehren – weil die Wahrheit vielleicht zu sehr schmerzen oder anderes infrage stellen würde. Vielleicht entdeckt man dann unter dem Teppich noch andere Dinge, die nicht zur Erzählung passen – oder einem ein Lächeln schenken, weil man sich wieder frisch erinnert. »Was macht mich aus?« zu fragen bedeutet ja auch, zu erkennen, was einen vielleicht einmal ausgemacht hat. Wer man einmal werden wollte. Wer man vielleicht doch noch werden kann. Wie gesagt, das Gehirn ist da ganz flexibel. Und jetzt muss es arbeiten:

Was habe ich erreicht, das ich nie von mir gedacht hätte? Was habe ich als Kind angestellt, das bis heute niemand weiß? Welche Art Fehler darf jeder machen? Woran glaube ich heute, das sich in der Zukunft als Irrtum herausstellen wird? Was aus meinem Leben sollten eigentlich alle wissen? Würde ich mir auffallen, wenn ich mir auf der Straße begegnete? Welchen Vorteil habe ich mir erschlichen? Bereue ich eber das, was ich getan, oder das, was ich nicht getan habe? Habe ich das Recht, nur an mich zu denken? Welches Ziel habe ich nie aufgegeben, obwohl ich weiß, dass ich es nie erreichen werde? Was erzähle ich immer wieder, obwohl ich weiß, dass es falsch ist? Wo würde ich mich verstecken? Was müsste ich noch tun, damit ich bereit wäre zu sterben? Wovor hätte ich gerne weniger Angst? Kann man mich noch ändern?

Apropos ändern: Es geht nicht darum, sich zu ändern, wenn man seinem »Selbst« nachspürt. Man kann Persönlichkeiten nicht optimieren. Mir zumindest geht es jetzt, nach meinem 50. Geburtstag, um eine Standortbestimmung. Und ich suche dabei die Leichtigkeit, nicht die Schwere. Sonst kann alles schnell sehr schwer werden, und dann hört man auf mit dem Nachdenken und -fühlen. Es ist besser, ein wenig in sich herumzuschnüffeln, wenn gerade Zeit ist. An der Ampel zum Beispiel. Beim Arzt im Wartezimmer. Bei einem langweiligen Theaterstück. Oder während des Duschens. Alles ist besser, als auf die richtige Zeit zu warten, die nie kommt. Die richtige Zeit: Das könnte heute nach Feierabend sein. Morgen nach dem Aufstehen. Oder auch jetzt, hier, auf Seite 50 unten, ganz spontan:

Was kommt Ihnen eigentlich als Erstes in den Kopf, wenn Sie über sich nachdenken?

ZEIT Wissen 5/2019

Sven Stillich hat bei Rowohlt das Buch »Was von uns übrig bleibt – Wenn wir einen Ort, einen Menschen oder die Welt verlassen« veröffentlicht. Er liest gerne Spuren, sammelt Dinge mit Geschichte und freut sich immer über neue Erinnerungen.

»Hier kann ich ganz sein, wie ich bin«

Hartmut Rosa ist Direktor des Max-Weber-Kollegs in Erfurt und lehrt Soziologie an der Universität Jena. Er wurde bekannt mit seiner Theorie der modernen Beschleunigung. Ulrich Schnabel spricht mit ihm darüber, warum wir am glücklichsten sind, wenn wir mit anderen mitschwingen können.

Herr Rosa, die Psychologie erklärt uns, dass unser Ich-Gefühl zu weiten Teilen nur eine Art Konstrukt ist. Trotzdem haben wir intuitiv immer wieder den Eindruck, in bestimmten Situationen authentischer zu sein als in anderen. Was zeichnet diese Situationen aus?

In solchen Momenten spürt man: Hier kann ich ganz sein, wie ich bin; man fühlt sich in seinem innersten Wesen angesprochen. Dieses Gefühl hängt damit zusammen, dass sich zwischen uns und den jeweiligen Menschen oder Dingen so etwas wie eine Verbindung herstellt. Was uns als Spezies auszeichnet, ist ja unser sozialer Sinn und unsere Fähigkeit, Kontakt aufzunehmen, uns in die Gedankenwelt anderer hineinzusetzen. Und am beglückendsten ist es, wenn wir das Gefühl haben: Da antwortet mir etwas, wir schwingen sozusagen auf derselben Wellenlänge. Dieses Weltverhältnis beschreibe ich mit dem Begriff der Resonanz.

Meinen Sie damit, dass man eine Art Widerhall spürt?

Ja, aber nicht im Sinne eines Echos, sondern einer Antwort. Das ist wie bei einer Stimmgabel: Wenn sie mit dem rechten Ton angeregt wird, beginnt sie automatisch

mitschwingen. Das Gefühl, lebendig und authentisch zu sein, ist für uns Menschen stark mit dieser Erfahrung verknüpft.

Kommt diese Resonanz von außen oder von innen?

Beides ist möglich. Es kann von außen kommen, zum Beispiel durch Menschen, die etwas Besonderes ausstrahlen, die Resonanz vermitteln und andere sozusagen anstecken. Diese Menschen erleben wir dann in der Regel als besonders »authentisch«. Das Resonanzmoment kann aber auch von innen kommen, wenn mich eine Emotion bewegt, ich gewissermaßen einen Draht zur Welt spüre und das Gefühl habe: Ich kann da draußen was erreichen! Resonanz meint also einen Zustand, in dem ich mich berührt oder bewegt fühle, aber zugleich auch die Erfahrung mache, selbst etwas oder jemanden berühren oder bewegen zu können. Interessanterweise fühlt man sich gerade dann am ehesten im Einklang mit sich selbst.

Und wenn nichts schwingt?

Dann sind das Situationen, die einen kaltlassen, die einem nichts sagen, bei denen man sich fehl am Platze fühlt. Selbst wenn man etwa einen spannenden Film im Kino sieht, kann man doch das schale Gefühl haben: Eigentlich spielt es keine Rolle, ob ich da bin oder nicht. Es fehlt das Selbstwirksamkeitsgefühl, das wichtig ist für die Erfahrung der Resonanz.

Gilt das in allen Lebensbereichen?

Ja, Resonanz hat viel damit zu tun, ob sich Menschen als selbstwirksam erleben. Beispiel Politik. Immer mehr Menschen haben das Gefühl: Es ist egal, wen ich wähle, das macht ohnehin keinen Unterschied. Denn auch Demokratie bedeutet Resonanzversprechen. Sie beruht darauf, dass eine Wechselwirkung zwischen Bürger und Politiker stattfindet, dass uns die öffentlichen Institutionen gleichsam antworten: Wir erreichen sie und sie uns. Aber diese Erwartung geht zunehmend verloren. Deshalb kommt es so häufig zu Protesten von Bürgern gegen politische Entscheidungen.

Und wie geht es Ihnen persönlich? Fühlen Sie sich eher in Resonanz oder nicht?

(lacht) Natürlich kenne auch ich das Gefühl der Entfremdung. Wenn ich etwa Forschungsanträge schreibe, denke ich oft: Das bin eigentlich gar nicht ich, da schwingt nichts.

Und wo findet man Resonanzräume?

Die einen finden sie in der Kunst, beim Malen, Dichten oder Musizieren. Singen zum Beispiel ist ja Resonanz per se, da spürt man die Schwingung ganz körperlich. Andere zieht es in die Natur. Sie gehen in den Wald, in die Berge oder ans Meer und fühlen sich dort auf besondere Weise berührt. Und dann gibt es natürlich noch die Religion. Die Bibel ist ja ein einziges Dokument des Schreiens, Betens und Harrens auf Antwort. Alle religiösen Traditionen kennen verschiedene Resonanzpraktiken. Deshalb ist die Religion auch nicht totzukriegen.

Muss man für diese Art von Resonanz besonders begabt sein? Gilt für andere sinngemäß der Ausspruch von Max Weber, der sich für »religiös unmusikalisch« hielt?

Ich glaube, wir alle haben schon einmal Resonanzerfahrungen gemacht. Kinder können ohne Resonanz nicht aufwachsen. Aber nicht jeder ist dazu gleichermaßen begabt und begünstigt. Vermutlich bedarf es dazu einer gewissen Einübung, aber eben auch entgegenkommender Lebensbedingungen. Je zuverlässiger man solche Erfahrungen als Kind gemacht hat, umso leichter fallen sie einem wohl auch als Erwachsener.

Was steht der Resonanz entgegen?

Ich glaube, es gibt heute zunehmend soziale Dämpfungen, die Resonanz verhindern. Dazu zählen für mich etwa Zeitdruck oder auch die ständige Ablenkung ... *(im Hintergrund hört man gerade ein elektronisches Dauerpiepsen)*

So wie durch Ihren Computer, der da bimmelt?

Ja, fürchterlich, das zerschießt jede Resonanz. Um sich auf etwas einzulassen, braucht man Zeit und eine gewisse Ungestörtheit. Auch Wettbewerb ist ein Resonanzfeind: Ich kann mit Menschen entweder resonieren oder konkurrieren.

Verhindert unser ökonomisches System also die Erfahrung von Resonanz?

So pauschal würde ich das nicht sagen, aber ich glaube schon, dass unser derzeitiges Denken und Handeln zu sehr auf die Herstellung der Bedingungen für Resonanz abzielt. Wir denken, wenn ich genug Geld, Zeit, Freunde und so weiter habe, dann stellt sich auch ein resonantes – oder eben: authentisches – Weltverhältnis ein. Darüber geht aber häufig die Fähigkeit und Bereitschaft verloren, sich konkret auf diese Erfahrungen einzulassen, also gewissermaßen in den Resonanzmodus einzutreten.

Brauchen wir vielleicht so etwas wie Resonanzberater?

Um Himmels willen, nein. Ich will jedenfalls kein Resonanzberater sein. Erstens ist Resonanz etwas sehr Individuelles. Wenn Sie keine Musik mögen und ich Sie zum Konzert oder zum Kirchenbesuch zwingen, erleben Sie höchstwahrscheinlich nur Entfremdung. Zum Zweiten haben Resonanzerfahrungen stets etwas Unverfügbares. Nehmen wir an, es gibt ein Musikstück, das Sie besonders berührt. Wenn Sie das nun hundertmal am Tag hören, verschwindet der Resonanzeffekt bald vollständig. Das feine Gefühl des authentischen Lebens lässt sich eben gerade *nicht* instrumentalisieren wie so vieles andere in unserer Warenwelt. Zum Glück.

DIE ZEIT 34/2014